

Die gelben Perlen [Fortsetzung]

Autor(en): **Rabl, Hans**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **34 (1944)**

Heft 39

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-647756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DIE GELBEN PERLEN

Abenteuerlicher

Roman

von

Hans Rabl

11. Fortsetzung

„Aber“, ihre Stimme war ganz hoch im Schwanken zwischen überwundener Todesangst und massloser Wissbegier, „was macht ihr da?“

„Wir fischen Perlen. Wundervolle gelbe Perlen. Wie es sie eigentlich gar nicht gibt. Eine Bank ist da, nicht sehr gross, aber ungeheuer reich. Die fischen wir aus. Wenn sie leer ist, gehen wir fort.“

„Das ist alles?“ fragte sie, auf ihre selbst nicht begreifliche Weise ungeheuer enttäuscht. Sie wusste nicht, was sie erwartet hatte; sicherlich aber nicht skrupelarme, nach Reichtümern gierende Geschäftsleute.

Mike sah sie an und verstand. „So“, sagte er langsam, „ist das nun ja auch wieder nicht. Die Perlen, wissen Sie, die sind nicht für uns. Damit finanzieren wir eine grosse Sache. Eine Sache, die — na, also zu viel kann ich Ihnen doch nicht erzählen. Danach müssen Sie schon Ray selbst fragen, wenn Sie's wissen wollen.“ Er stand auf. „Ist's nun wieder gut?“ sagte er leiser.

Sie nickte tapfer. „Geht schon wieder. Entschuldigen Sie, Mike. Es war dumm von mir. Ich bin anscheinend doch noch nicht ganz in Form. Sonst wär's mir nicht passiert.“ Sie putzte energisch die Nase. „Sagen Sie, Mike, wie war das vorhin? Sagten Sie nicht, jemand wollte Sie einmal an die Wand stellen —?“ Er nickte nur.

„Wer?“

„Wer? Wenn einer Mike O'Dwyer heisst und so aussieht wie ich“, grinste er, „ist das keine sehr intelligente Frage, Fräulein Swarth. Wer? Die Briten natürlich. Haben Sie noch nie von den Black and Tans gehört? Von Cork? Von Balbriggan? Von dem ganzen Rummel so um zweiundzwanzig herum?“

„Doch, später. Damals war ich noch klein, Mike, das vergessen Sie.“

Er zuckte die Achseln. „Bei uns zu Haus wissen's auch die, die damals noch klein waren —“, seine ruhige Stimme wurde heftiger und rauher, „die Ungeborenen wissen's bei uns!“ Er lockerte mit zwei Fingern den Kragen. „Das sind keine Geschichten für Leute mit kaputten Nerven“, murmelte er. „Aber Sie dürfen Gift darauf nehmen: auch hier, in der Banda-See, mach' ich das gleiche wie früher zu Haus. Bohre an der Mine, die eines Tages — wolle Gott, ich erleb' ihn! — die ganze englische Herrlichkeit in die Luft jagt. — So! Und jetzt legen Sie sich hin, heiss genug ist's, und versuchen Sie, den Schreck zu verschlafen. Sie dürfen ruhig schlafen. Ihnen, Fräulein Betje, tut hier keiner was!“

4. Kapitel.

Zwei drei Tage nach diesem Schock war Betje wieder so weit, heftige Wissbegier zu empfinden, ja, immer stärker wurde sie von diesem Gefühl geplagt. Im Geist sah sie sich schon in einer Diktierbox der World Tribune, wie sie Grace Bell, der Krone aller Stenos, die gewöhnlich nur für den Verleger persönlich schrieb, ihre grosse Story diktierte; und Grace wurde dann und wann ein wenig blass um die knollige Nase, die das sonst reizvolle und regelmässige Gesichtchen verunstaltete, und murmelte, sie wäre lieber gestorben als dies mitzumachen.

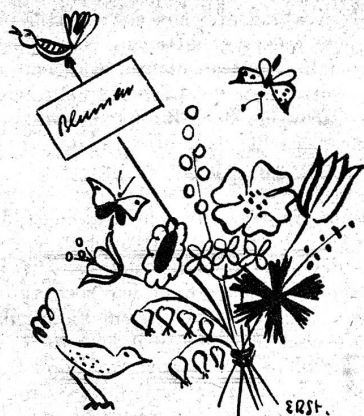
Mike O'Dwyer bemerkte dieses Neuerwachen von Betjes journalistischen Lebensgeistern mit erfreutem Grinsen. „Ich habe da neulich mit Ray gesprochen“, sagte er überraschend und spielte mit einer kostbaren Kleinkamera, die er aus der Hosentasche gezogen hatte. „Er hat nichts dagegen, wenn ich Ihnen Verschiedenes zeige. Er meint erstens, Sie vergehen vor Neugier —“.

„Ach —“, machte Betje nur.

„— und zweitens meint er, es sei besser, wir zeigten Ihnen freiwillig bei Tag, was Sie doch nachts zu besichtigen versuchen würden — und nicht ganz ohne Gefahr“. Ueberaschend blickte er von seinem Spielzeug auf, gerade in Betjes Augen, die sich zusammengezogen hatten. „Hat Recht, der Ray, wie?“ fragte er lächelnd.

„Ich würde selbstverständlich nie —“, protestierte Betje und ärgerte sich, von dem Inder durchschaut worden zu sein. Wirklich hatte sie den ganzen letzten Tag überlegt, wie sie es anstellen könnte, heimlich zu sehen, was ihr offen nicht gezeigt wurde.

„Kommen Sie wohl mit dem Dings da zurecht?“ fragte Mike und reichte ihr die Kamera. „Ray — er denkt immer



Abchied vom Sommer

von Peter Bandi

Mit diesen letzten lichten Wolken wirst Du scheiden,
Mir graut vor Herbstesweh, vor kalter Winterpracht,
Oh, weile nur noch kurz in Flur und Heiden,
Es flieht der Tag, gar bang dehnt sich die Nacht.

Sieh hin, noch flammt die Cynie in den Gärten,
Froh neigt der Zweig sich unter köstlich praller Last;
Verlass' sie nicht, die leuchtenden Gefährten,
Sei nicht der Erde flüchtig undankbarer Gast!

Doch still! Halte zurück Dein ungestüm Verlangen,
O Herz, das nach Erfüllung drängt und schlägt...
Bist Du nicht in Dir selbst gebunden und gefangen,
Kein Frost je Deinen Sommer mit sich trägt!

an alles — meint, Sie würden gern mit Ihrem Bericht Bilder veröffentlichen können, und Ihre eigene Kamera ist ja wohl abgesoffen?“

Betje nahm den kleinen schwarzen Kasten vorsichtig aus Mikes Hand, manipulierte ein wenig damit und sagte: „Danke!“

„Wieso?“ fragte Mike. „Haben Sie etwa —?“

Sie nickte. „Ich habe, mein Junge. Sie machten gerade ein so wundervoll dummes Gesicht. Bildunterschrift: des geheimnisvollen Inders treuer Gefährte — oder so ähnlich.“

Mike schob die Schultern hoch und die Hände bis zum Ellenbogen in die Tasche. „Komisch, dass ich immer Kummer mit Frauen habe. Keine nimmt mich ernst. Ob das daran liegt, dass ich nicht anbebe?“

„Nein, mein Lieber. Sie könnten die tollsten Geschichten erzählen — sogar wahre; imponieren würden Sie damit doch keiner Frau. Wohingegen ein anderer Mann, der eben das gewisse Etwas hat, den Mund nicht aufzutun braucht, und an jedem Finger klebt ihm ein Mädchen. Sie fangen es falsch an. Sie müssen nicht auf Sex-Appeal machen, sondern auf Kameradschaft. Dass man sich auf Sie verlassen kann“, unwillkürlich wurde ihr scherzender Ton ernst, „das sieht jede Frau.“

„Kann man tatsächlich“, antwortete Mike trocken. „Und nun will ich Ihnen unsere kleine Sammlung zeigen.“

„Sammlung von was?“

„Sie werden es selbst sehen“, meinte er und ging voran ins Haus. In einem kleinen Zimmer, das auf keine Weise besonders gesichert war, stand ein Schrank; auch dieser Schrank hatte nichts Bemerkenswerthes an sich. O'Dwyer öffnete ihn, nahm eine Schublade aus ihren Zügen und stellte sie auf den Tisch. Betje hob interessiert die Brauen. Wie Sand, lagen kleine Perlen darin, von der Grösse eines Stecknadelkopfes etwa; das Fach glimmerte gelblich in ihrem Schein; Betje hatte nie gewusst, dass es gelbe Perlen gab und fand, was sie sah, recht hübsch. Als O'Dwyer einen zweiten Schub holte, atmete das Mädchen tief auf; gelbe Perlen — immer neue gelbe Perlen; doch diese hier hatten schon Gesicht und Individualität; sie schwankten um Haselnussgrösse, und jede einzelne hätte ein New Yorker Mädchen glücklich gemacht. Betje schickte, während unwillkürlich ihre Zungenspitze über die Lippen spielte, einen kleinen Seitenblick zu O'Dwyer; der Mann trug ein unbewegtes, fast gelangweiltes Gesicht, als hantierte er mit Äpfeln, während sie alle Mühe hatte, sich zu beherrschen, und wusste, dass sie jetzt nicht sprechen durfte, ohne sich zu verraten. O'Dwyer liess ihr ein paar Minuten, um die gelblich schimmernde Flut ganz zu betrachten; dann hob er, mit priesterlicher Vorsicht, den letzten Schub heraus. Der war in viele kleine Fächer eingeteilt; jedes Fach war sorgsam mit sattblauem Samt ausgeschlagen, und in jedem Fach ruhte, als sei sie noch in der Muschel geborgen, eine einzelne Perle. Von diesen Perlen war die kleinste taubeneigross, und Betje wusste, dass selbst im Schaufenster von Tiffany in der Fünften Avenue solche Köstlichkeiten niemals zu sehen waren. Nicht eine war der anderen gleich; es gab welche, die von vollkommener, seidenglatte Kugelgestalt waren; andere hatten barocke Formen, erinnerten an die Trauben weisser Johannisbeeren; einige waren von einem tiefen, rötlichen Sattgelb; etliche schimmerten wie uralter Rheinwein; ein paar waren fast weiss, nur von einem feinsten lichtgelben Schmelz überhaucht. Das Mädchen stand, vorgebeugt, tief über den Kasten gebeugt, ohne Atem. Sie starrte gebannt und geblendet. Das waren, schien es ihr, keine irdischen Gebilde; das waren Feenträume, Tränen von Göttinnen —.

Plötzlich erschrak sie tief. Zwischen sie und die Perlen

schob sich ein Spiegel; und daraus grinste sie die Maske eines so unverhüllten, masslos, sinnlos gierigen Begehrens an, dass sie kaum das eigene Gesicht erkannte. Sie fuhr empor. Mike lächelte sie an, mit der Miene eines uralten, sehr weisen und traurigen Äffchens, und sagte, fast ohne die schmalen Lippen zu bewegen: „Nur wenige Menschen können das sehen und sie selbst bleiben.“

Betje schlug die Hände vors Gesicht. Sie schämte sich ärgers, als hätte der Mann sie nackt gesehen; taumelte rücklings gegen die Wand, stammelte erstickt:

„Nehmen Sie's weg — bitte, Mike, nehmen Sie's weg!“ Erst als sie die Schranktür zuknarren hörte, wagte sie die Augen aufzutun.

Mike stand halb abgewandt in der inzwischen geöffneten Zimmertür. „Wollen wir“, fragte er gleichmütig, „weitergehen?“ Sie raffte sich zusammen und verliess, ohne sich umzusehen, das Zimmer. „Sie haben zu photographieren vergessen“, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. „Niemand würde die Aufnahme für echt halten“, antwortete sie gepresst.

Mike führte sie einen schmalen Weg zum Strand hinab, an dem sie noch nicht gewesen war. Es ging durch moskitoverfüllten, stickigen Busch, dessen Pflanzen so ineinander verkettet waren, dass man kein einzelnes Wesen unter ihnen ausmachen konnte. Betje hatte den Eindruck eines einzigen giftigen grünen Geschöpfes, das sie von allen Seiten wie mit zahllosen saugnapfbesetzten Krankenarmen umschlang; als ihr Kleid einmal an einem Zweig haften blieb, schrie sie leise auf und drängte sich dichter an Mike, der voranging. Der Pfad drehte und wand sich; er schien angelegt, um Unkundige ganz in Verwirrung zu setzen; Betje schauderte; wenn sie Mike hinter einer der zahllosen Krümmungen verlor, musste sie hier im Busch umkommen, während sie doch wusste, dass sie nur ein paar hundert Meter Luftlinie vom Strand und von der Siedlung trennten.

Überraschend wich dann der Busch rechts und links auseinander; der schmale Strand von feinem weissen Sand lag vor ihr; und zugleich hieb wie ein Knüttel fauliger Geruch auf sie ein; zu Myriaden schwirrten goldflügelige Fliegen um ein paar grosse Haufen, deren Umrisse kaum unter der Masse der Insekten zu erkennen waren. „Muscheln“, sagte Mike und rümpfte ein wenig die Nase, „die hier verfaulen. Danach öffnet man sie, um zu sehen, ob sie Perlen enthalten“. Er wies auf die Bucht. In einer Linie lagen die sechs Boote im blauschillernden Wasser. Von Zeit zu Zeit sprangen Männer, um die Hälse Körbchen, in der Hand Messer, von den Dollborden, tauchten, verschwanden für ein, zwei Minuten, erschienen wieder, sich an einem Boot nach unten laufenden Strick hochangelnd, leerten die Körbe in die Boote, und neue Männer sprangen ab. Das wirkte so geschäftsmässig, so unromantisch, dass Betje in diesem Auf und Ab wieder ein wenig zu sich selbst fand.

„Hier unten“, sagte Mike mit einer begrenzenden Bewegung, „liegt die Bank. Sie ist nicht gross. Erst seit einem Jahr beuten wir sie aus. Bald wird sie leer sein. Und dann dürfen Sie fort.“

„Aber ist das nicht Raubbau?“ fragte das Mädchen.

Mike hob die Schultern. „Wir sind keine Geschäftsleute, die daran denken müssen, die Kuh nicht zu schlachten, deren Milch sie verhöckern. Wir brauchen jetzt Geld. Viel Geld. Unmässig viel Geld. Das andere kümmert uns nicht.“

„Und diese Leute da — die werden wohl auch reich dabei?“

„Bei uns arbeitet niemand um Lohn“, antwortete Mike nebenher. „Ray schafft uns Essen und ein Dach — das ist genug. Mehr, als die meisten von uns vorher hatten.“

„Wie versteh' ich das, Mike?“

„Wir sind lauter politische Verbrecher, Fräulein Betje“, grinste Mike. „Auf jeden Kopf hier steht eine anständige Belohnung, hinter jedem Mann läuft ein Steckbrief her. Wir alle finden es hübsch, hier eine Weile in Ruhe zu ar-

Wenn Bern, dann Casina!

beiten, ohne vor jedem lächerlichen Polizisten mit krummem Buckel verduften zu müssen.“

„Mit solchen Verbrechern arbeiten Sie und Ray?“

Mike lachte laut. „Auf meinem Kopf steht das meiste Geld. Und auf Rays Kopf nur darum nicht“ — er wurde leiser — „weil niemand, der es nicht wissen soll, genau weiss, ob Ray lebt. Ob es ihn wirklich gibt. Verstehen Sie?“

„Nein“, antwortete sie ehrlich.

„Um so besser. Ich darf's Ihnen nicht erklären. Vielleicht tut er es eines Tages. Und jetzt wollen wir umkehren. Hier unten geht die Malaria um, in ihrer gemeinsten Form. Möchten Sie noch etwas sehen?“

„Für heute nicht“, antwortete sie schwach und hatte nicht einmal mehr die Kraft, sich über seine breitgezogenen Lippen zu ärgern.

„Ray bittet Sie zu sich“, sagte Mike O'Dwyer und trat auf Betjes Terrasse.

Mit unwillkürlicher Gebärde legte Betje schützend den Arm über ihren Schreibblock.

„Schon fleissig?“ lachte der Ire. „Gehen Sie immer so scharf ran mit Ihrer Arbeit? Sie wissen doch noch gar nichts —“

„Jeder muss seine Arbeit auf seine Art tun“, antwortete sie spröde, warf einen kurzen Blick auf das Geschriebene und zerriss es in Fetzen. „So geht's nicht“, murmelte sie. „Wirkt zu unglaublich.“

„Mhm“, machte Mike weise. „Aber wie ist es nun mit Ray?“

„Macht er sich eigentlich immer so rar?“ fragte sie und griff ordnend in ihre blonde Mähne. „Neulich wollte er brennend gern mit mir Golf spielen. Wie ist's damit?“

„Das hat er wohl nur so gesagt. Er hat nie Zeit. Sogar den Betrieb hier überlässt er weitgehend mir“. Der Ire schien darauf sehr stolz zu sein. „Er hat mehr und anderes zu denken und zu planen.“

(Fortsetzung folgt)

Karlchen Krauseminze kommt zu einer Erbschaft

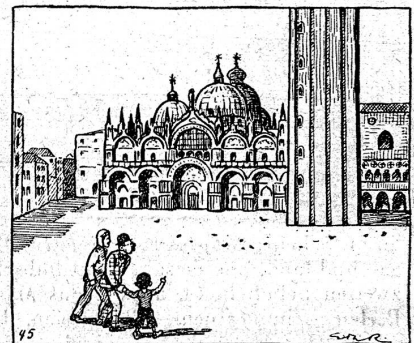
von G. Th. Rotman
Nachdruck verboten
7. Fortsetzung



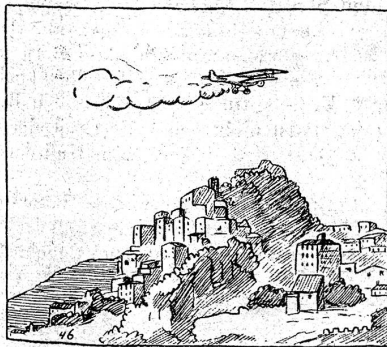
43. Zum Glück waren aber bald hilfsbereite Hände da, um den armen Ertrinkenden, sobald er den Kopf übers Wasser steckte, aufs Trockene zu ziehen. Verzweifelt eilte Herr Krauseminze und Karlchen hinter ihm her, nach seinem Hotel zurück, während sich die italienische Jugend über ihn lustig machte. Zum zweitenmale war er durchnässt, zum zweitenmale seines Hutes verlustig...



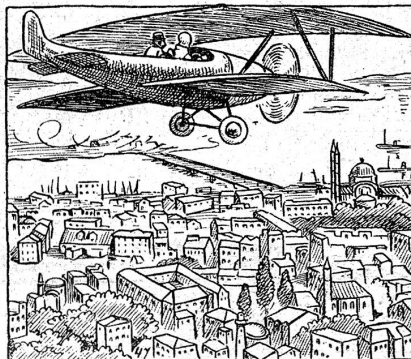
44. Das war aber noch nicht alles. Wieder wurde sein Anzug zum Trocknen aufgehängt und wieder ging er ein, ja, schrumpfte bis auf die Hälfte der ursprünglichen Grösse zusammen. Herr Krauseminze wurde schrecklich böse, allein, es half ihm nichts; er musste wieder einen neuen Anzug kaufen.



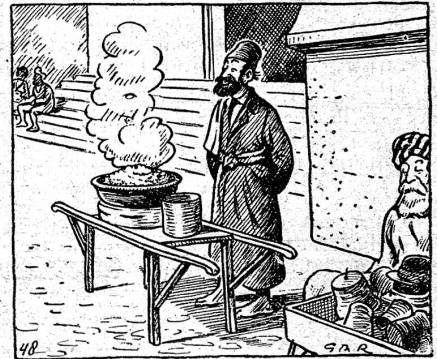
45. Inzwischen hatte der Pilot dafür gesorgt, dass das Flugzeug gehoben wurde, was natürlich auch wieder schönes Geld kostete. Einige Tage später war es repariert und sie begaben sich ganz früh am Morgen nach dem Flugplatz. Kein Mensch war noch auf der Strasse, als sie niedergeschlagen und mürrisch über den alten St. Markoplatz schritten...



46. Bald surrte das Flugzeug nun wieder hoch in der Luft und nahm seinen Weg über die Adria, darauf über die Dinarischen Alpen. Man flog quer südostwärts über Jugoslawien, bis man, nach etwa fünf Stunden, Konstantinopel, oder besser Istanbul, wie es im Türkischen heisst, mit dem Marmarameer unter sich sah. „Wollen wir hier einmal Umschau halten?“ fragte der Pilot.



47. Nun, das wollten Karlchen und sein Vater recht gern. Das Flugzeug fing nun schnell an sich zu senken, aber wieder war der dumme Pilot nicht bei Verstand; er wollte ja fast im Goldenen Horn landen. Noch im letzten Augenblick bemerkte er seinen Irrtum, und strengte sich aus allen Kräften an, das Unheil zu verhüten.



48. Es gelang ihm, die Maschine wieder in die Höhe zu bekommen, aber weit kam er nicht; er berührte fast die Dächer der Häuser und näherte sich gefährlich dem Strassenpflaster. In diesem Augenblick standen vor einer der grossen Moscheen ein Hutverkäufer und ein Pilafverkäufer. (Pilaf: eine türkische Volksspeise aus Reis, Rosinen, Fleisch und Gewürzen.)